

Fotografierte Klänge im Album

Von unserem Mitarbeiter
Michael Baumgartl

Klassik hin, Romantik her: Beim Usedomer Musikfestival gibt es auch Zeitgenössisches, diesmal Komponistin Katia Tchemberdji mit einer Uraufführung.

TRASSENHEIDE. Das Usedomer Musikfestival widmet sich wie die meisten Festivals dieser Art vorwiegend der Musik der klassischen und der romantischen Epoche. Das ist diejenige Musik, die die breitesten Schichten des Publikums ins Konzert zieht. Doch kann man beim Festival auf der Insel auch in jedem Jahr zeitgenössische Musik hören, sogar Uraufführungen darunter, und diese Konzerte sind keinesfalls schlecht besucht. Am Donnerstagabend stand im kleinen Saal im Haus des Gastes in Trassenheide die in Moskau geborene Komponistin und Pianistin Katia Tchemberdji im Mittelpunkt, die seit 1990 in Berlin lebt.

Sie ist die Pianistin des artemis trios, zu dem neben ihr die Geigerin Mika Yonezawa und

der Cellist Kleif Carnarius gehören. Ihr Programm leiteten die drei Musiker ein mit dem d-Moll-Klaviertrio von Robert Schumann. Dabei etablierte sich Katia Tchemberdji als einfühlsame Pianistin, die neben aller Virtuosität auf den Tasten sich selbst auch noch virtuos die Noten umblättert. Die Geigerin erreichte ihren schönsten Klang im expressiven Forte, der Cellist konnte auf seinem hervorragenden Instrument in allen Lagen einen runden Ton dazugeben. Er war danach der Solist in „Drei Bogentänze“ für Cello und Klavier, dem ersten Werk, mit dem sich Katia Tchemberdji (*1960) als Komponistin vorstellte. Es waren drei Klangstücke, die einen Bogen beschrieben zwischen Dissonanzen und Terzklängen, in denen der Cellobogen zwischen Steg und Griffbrett sacht über die Saiten wischte, doch getanzt hat er dabei nicht.

Danach spielte die Pianistin als Uraufführung zehn Klavierstücke mit dem russischen Titel „Kamni“ (Steine), die zwischen 2010 und 2012 entstanden. Das sind zehn versonnene Klangstücke, viel Zartes, Stilles, lang-



Mika Yonezawa, Violine, und Kleif Carnarius, Violoncello

FOTO: GEERT MACIEJEWSKI

sam Wirkendes dabei, weil konsequent ohne Taktmaß notiert. Ähnliches ist seit fünfzig Jahren schon in der neuen Musik zu hören, doch wirken die Stücke wie „in ihrer Sprache“ geschrieben und damit authentisch. Und nur das zählt wirklich, was aus dem eigenen Inneren kommt, selbst wenn früher schon andere musikalisch so ähnlich gedacht haben.

Auffällig war dabei das immer wieder lange anhaltende Sinnieren über stehende, kaum sich verändernde Klänge, egal, ob sich dabei die Töne bewegen

oder nicht. Als wäre die Zeit, eines der Hauptparameter der Musik, ausgeblendet, die Klänge „fotografiert“ und in ein Album geklebt, dessen Seiten man immer dann, wenn man lange genug draufgeschaut hat, umwenden kann. Das ist nicht fesselnd, nicht stringent, aber wenn man die eigene innere Uhr abschaltet, bekommt man die Möglichkeit, sich viele Assoziationen zu konstruieren. Das hat das Publikum offenbar so angenommen und sich dafür mit lang anhaltendem Beifall bedankt.